

Rezensionen *Reviews*

Marinelli-König, Gertraud/Preisinger, Alexander (Hg.) *Zwischenräume der Migration. Über die Entgrenzung von Kulturen und Identitäten.* Bielefeld: transcript 2011

Dennerlein, Bettina/Frietsch, Elke (Hg.) *Identitäten in Bewegung. Migration im Film.* Bielefeld: transcript 2011

Was die beiden vorliegenden Sammelbände thematisch eint, ist die Auseinandersetzung mit Migration und Identität und möglichen Wechselwirkungen. Während Dennerlein und Frietsch in ihrem Buch Artikel versammeln, die sich größtenteils mit der Verschränkung von Identitätskonstruktionen entlang von Geschlecht und Migration im Film beschäftigen, ist das formulierte Ziel von Marinelli-König und Preisinger das ‚Dazwischen‘, also den ‚Zwischenraum‘ konzeptionell zu erfassen und für kulturwissenschaftliche Auseinandersetzungen methodisch nutzbar zu machen. Diesem Anspruch wird der Band in weiten Teilen meiner Einschätzung nach nicht gerecht. Das Buch von Dennerlein und Frietsch bietet hingegen fast durchgängig spannende analytische Zugänge und viele Artikel machen einfach Lust, in der Videothek nach den besprochenen Filmen zu suchen und diese überhaupt oder nochmal neu zu entdecken.

‚Identitäten in Bewegung. Migration im Film‘ ist in drei Abschnitte geteilt, in welchen sich der intersektionale Ansatz des Bandes und die im Zentrum stehende Beschäftigung mit Grenzziehungen wiederfindet. Im Kapitel Medialisierungen von Grenzen nimmt Ramón Reichert die geschlechtliche Konnotation der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze und der EU-Außengrenzen in den Blick.

Er versteht Grenzen und Grenzziehungen als geschlechtssensible Topoi, in denen sich Macht und Herrschaft realisieren (vgl. 36). Dabei stellt die Geschlechterbinarität als etablierte Form der Markierung von Differenz einen Pool symbolischen Wissens zur Verfügung, welcher bei der Darstellung der innerdeutschen Mauer in sogenannten ‚Mauer-Filmen‘ aktiviert wird. Als Beispiel sei hier der US-amerikanische Film ‚The Berlin Wall‘ von 1961 genannt. In einigen Einstellungen sind Frauen zu sehen, die am Fenster sitzen und den Mauerbau scheinbar beobachten. Aufgrund der Filmschnitte entsteht der Eindruck, dass sie in ihren Häusern quasi eingemauert werden. „Damit wird der Aspekt der Viktimisierung der ostdeutschen Bevölkerung feminisiert: die weiblichen Figuren werden als Opfer in Szene gesetzt und repräsentieren das Rollenklischee weiblicher Hilflosigkeit, das stellvertretend die Ost-Bevölkerung signifizieren soll.“ (43) Im Bezug auf die europäischen Außengrenzen spricht Reichert von einer Vermännlichung der Grenze, die den Einsatz von militärischer Gewalt rechtfertigen soll, weil illegale Grenzüberschreitungen so verstärkt als Angriff und Feindseligkeit wahrgenommen werden (51). Alexandra Karentzos‘ Auseinandersetzung mit zwei Filmen von Lisl Ponger stellt Verbindungen und Unterschiede von Tourismus und Migration heraus. An beiden Reisebewegungen lässt sich einmal aufzeigen, wie sehr Mobilität forciert oder eingeschränkt wird. Sie unterscheiden sich außerdem in ihrer Sichtbarkeit und der Form der Darstellung. So sind individuelle Migrations-Bewegungen oder Flucht meist von Unsichtbarkeit geprägt, nur mündlich und im Nachhinein erzählbar. Die touristische Bewegung geht hingegen mit einer permanenten filmischen und fotografischen Dokumentation einher. Im Blick der Filmenden zeigt Ponger, Karentzos folgend, auf, „wie sehr touristische Praktiken sich vom Kolonialismus herschreiben“ (107). Nicht nur in klischeehaften Motiven, die eine ‚Ver-Anderung‘ und Exotisierung des Festgehaltenen nahelegen, sondern auch und bereits aufgrund des Blickregimes – wer filmt wen und aus welcher Position – wird eine Hierarchie manifestiert und wiederholt, die sich als weiße Weltsicht bezeichnen lässt.

Christopher Treiblmayr betrachtet im Kapitel Medialität, Räumlichkeit und Geschlecht Kutluğ Atamans Film ‚Lola und Bilidikid‘ unter den Aspekten „Männlichkeit, Homosexualität und Migration“ (191). Dabei thematisiert er nicht nur die Krise eines tradierten und hegemonialen Männlichkeitsbildes, sondern wirft auch anhand der Filmanalyse einen kritischen Blick auf die Pluralisierung von schwulen Identitätsentwürfen. So weist Treiblmayr einerseits auf die Normalisierung männlich-homosexueller Identitäten hin. Andererseits geht diese einher mit einer ‚neuen Homonormativität‘ einer weißen schwulen Führungsschicht, „die sich unter dem Stichwort ‚gay neoliberalism‘ an

der Durchsetzung des ‚neoliberalen Projekts‘ beteiligt“, welches auf Kosten der Exklusion z.B. von „Homo-, Bi- und Transsexuelle[n] innerhalb migrantischer Minderheiten“ (197) gesellschaftliche Anerkennung verspricht. Im Film ‚Lola und Bilidikid‘ werden eben diese ausgegrenzten Identitäten in den Fokus genommen. Ethnisch-kulturelle, geschlechtliche und Begehrens-Dimensionen werden auf unterschiedliche Weise in den Charakteren verknüpft und es wird aufgezeigt, „wie die verschiedenen Formen der Macht mit Konzepten von Männlichkeit und deren internen Hierarchisierungen zusammenhängen“ (200). Treiblmayr verfällt in seiner Analyse aber nicht in die vereinfachende Ineinsetzung von homophoben migrantischen ‚Anderen‘, sondern betrachtet vielmehr, „wie Machtrelationen unter Männern auf das Engste mit anderen sozialen Zugehörigkeiten verwoben sind“ (204).

Im letzten Kapitel des Buches, den Grenzverschiebungen, findet sich u.a. ein Artikel von Laura Coppens, die sich in ihrem Artikel mit dem Spielfilm ‚Blind Pig Who Wants to Fly‘ und der veränderten Form der Darstellung von ‚Chinese Indonesians‘ auseinandersetzt. Der Film thematisiert, ihrer Analyse folgend, Migration und marginalisierte Identitäten der ‚Chinese Indonesians‘ auf neue Weise, bezieht dabei auch Genderaspekte ein und stellt Ethnisierungsprozesse innerhalb der indonesischen Mehrheitsgesellschaft heraus. So sind es ihrer Meinung nach nicht die Marginalisierten, die sich als Migrant_innen bewegt haben – der Film nimmt vor allem die zweite und dritte Generation in den Blick – „sondern das politische System und damit die Gesellschaft um sie herum“ (267). In gleicher Weise bewegen sich auch ihre Identitäten „und verändern sich innerhalb eines ‚fließenden politischen Milieus‘ und unterliegen somit einem kontinuierlichen Aushandlungsprozess, bei dem ‚Chineseness‘ ständig neu konstruiert wird“ (ebd.). Auch der Aspekt des Sichtbarwerdens auf der Kinoleinwand wird von Coppens als eine Form der Migration betrachtet, wobei sie dem Filmemacher Edwin attestiert, einen „Paradigmenwechsel in der visuellen Repräsentation von ‚Chinese Indonesians‘“ geschaffen und „ein lang vorenthaltenes Recht auf (Selbst-)Repräsentation“ zurückerobert zu haben (286).

Der Band ‚Zwischenräume der Migration‘ ist ebenfalls in drei thematische Abschnitte geteilt. In einer Forschungsperspektive steht Migration als Herausforderung für die Identitätsforschung im Fokus, dem sind außerdem eine historische Perspektive und ein Abschnitt zu Migration und Kunst hinzugefügt. Mit dem Untertitel ‚Über die Entgrenzung von Kulturen und Identitäten‘ vollziehen die Herausgeber_innen und einige Autor_innen in ihren Artikeln allerdings etwas, das man mit Rogers Brubaker „klischeehafter Konstruktivismus“ (Brubaker 2007, 62)[1] nennen könnte. Es handelt

[1] Brubaker, Rogers (2007): Ethnizität ohne Gruppen. Hamburg: Hamburger Edition.

sich dabei um eine Rede- und Schreibweise, in der konstruktivistisches Vokabular problemlos neben verdinglichenden und teilweise essentialisierenden Formulierungen steht. Denn ein Sprechen von ‚Entgrenzung‘ hat nur Sinn, wenn scheinbar erkennbare (kulturelle oder identitäre) Grenzen ‚vorher‘ da waren. Ebenso steht der ‚Zwischenraum‘ aus diesem Blickwinkel in Gefahr, zu einem Ort zu werden, der umgeben ist von festen kulturellen Ordnungen, die es oben und unten oder links und rechts davon zu geben scheint. Auch Hybridität wird so verkürzt zu einem bloßen Vermischen von schon Vorhandenem und zu einem zu feiernden Neuen oder Dritten. Dieser Eindruck entsteht, weil die Verwendung von Begriffen wie Hybridität und Zwischenraum und die Thematisierung von Migration und Identitätskonstruktionen im Sammelband teilweise einhergeht mit Vorstellungen von Kultur(en) und kulturellen/nationalen oder ethnischen Identität(en), die als stabil und vorgängig gedacht werden. So spricht z.B. Kristina Toplak in ihrem Artikel vom „Wechsel zwischen den Identitäten“ (265) oder gar von „verschiedenen Kulturkreisen“ (267). Katharina Scherke befasst sich mit ‚Transnationalität als Herausforderung für die soziologische Migrationsforschung‘ und fasst vorhandene soziologische Studien so zusammen, dass im „Hinblick auf die kulturelle Verortung der Migrantinnen und Migranten [...] ein ‚Sowohl-als-Auch‘, d.h. die gleichzeitige oder je nach sozialem Kontext auch sukzessive Zuordnung zu mehreren Kulturen feststellbar ist. Diese ‚Bastelidentitäten‘ [...] sind ein typisches Phänomen unserer Gegenwart, das bei Migranten und Migrantinnen besonders ausgeprägt vorkommt“ (82f.). Nicht allein die Benennung eines ‚Sowohl-als-Auch‘ erscheint mir hier problematisch, sondern die Fokussierung auf Migrant_innen (was auch immer hier darunter verstanden wird) und die ihnen scheinbar zwingend zugeordneten kulturellen, ethnischen oder nationalen Aspekte bei der Betrachtung von ‚Patchworkidentitäten‘. Diese ‚Gruppen‘ werden zum Objekt wissenschaftlicher Betrachtung und die mit ihnen in Verbindung gebrachten spezifischen Aspekte von Differenz (Kultur, Ethnizität, Nation) erscheinen als gegeben und sie sind somit besonders ‚anfällig für‘ oder ‚betroffen von‘ Bastelidentitäten. Migrant_innen werden allein durch diese Rahmung zu ‚Anderen‘ gemacht. Das heißt, erst durch Ordnungs- und Wahrnehmungsschemata, die auf kulturelle oder ethnische Zuordenbarkeit abzielen, werden sie zum Objekt und zum Kollektiv. Wenn Identitäten – nicht nur kulturelle, ethnische oder nationale – also per se fragmentiert, temporär und in permanenter Aushandlung (also hybrid) sind, sollte es dann nicht vielmehr darum gehen, Prozesse des Konstruierens eindeutiger Identitäten zu betrachten und auf ihre Funktion innerhalb ‚geordneter Verhältnisse‘ hin zu befragen, anstatt neue Identitäten auszumachen, auf diese zu star-

ren und sie damit wiederum festzuschreiben?

Paul Mecheril liefert im vorliegenden Band einen sehr lesenswerten Artikel und greift darin einige der genannten Momente auf. Er befasst sich mit ‚Hybridität, kultureller Differenz und Zugehörigkeiten als pädagogische Herausforderung‘. Mecheril definiert „Hybridität und hybrides Handlungsvermögen“ als „Phänomen der Überschreitung und Zurückweisung binärer Unterscheidungen“ (47), die nicht nur auf den Zwang von binären Ordnungen verweisen, sondern diesen auch unterlaufen. Nicht Kultur, sondern „natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten“ (43) sind der zentrale Bezugspunkt. Erfahrungen von Zugehörigkeit werden im Rahmen von Zugehörigkeitsordnungen gemacht, die mit Vorstellungen und Normen von Mitgliedschaft, Wirksamkeit und Verbundenheit operieren. Innerhalb eines hegemonialen Zugehörigkeitsverhältnisses erscheinen hybride Identitäten und Mehrfachzugehörigkeiten als ‚illegitim‘, weil sie weder anerkannt, noch zuordenbar sind. Sie stellen aber eine Realität dar, die in Institutionen wie Schule nicht als mögliche Option anerkannt, sondern zum Defizit verkehrt wird. Mehrsprachigkeit wird innerhalb des oftmals monolingualen Systems Schule nicht als Ausdruck unterschiedlicher Zugehörigkeiten und ihrer Verknüpfung verstanden, sondern als zu überwindender Mangelzustand aufgefasst (vgl. 45f.). Vor diesem Hintergrund formuliert Mecheril eine Hoffnung, welche auf Veränderungen pädagogischer Strukturen und Orte setzt, „die hybriden und multiplen Zugehörigkeiten anerkennend begegnen“ (52).

Auch die beiden folgenden Artikel bieten überschreitende und keine verfestigenden Ansätze zu den Themen Migration und Identitätskonstruktionen. Eva Hausbacher setzt sich mit den Romanen von Julia Kissina auseinander und untersucht diese unter dem Blickwinkel einer „Poetik der Migration“, die allerdings nicht vereinfachend über Gemeinsamkeiten oder gar die Herkunft der Schreibenden definiert wird, sondern über „ihre Orientierung an spezifischen Diskursen“ (219) zu fassen ist. Mittels Theoremen aus den ‚postcolonial studies‘ – Mimikry, Groteske und Ambivalenz – analysiert Hausbacher die Normen und Vorstellungen von Russisch- oder Deutsch-Sein, die Kissina in ihre Figuren und Geschichten hineinlegt und über die genannten Strategien gleichzeitig in Frage stellt.

Michael Rössner geht es in seinem Artikel um die Verortbarkeit und Ortlosigkeit bzw. Entortung von Literatur. Mit dem Aufkommen des Konzepts von Nationalliteratur, z.B. in der deutschen Romantik, wurde das Verorten zu einem Qualitätsmerkmal. Mit der territorialen Verknüpfung gingen und gehen aber auch Einschränkungen einher, wie die Bindung an einen Stil oder thematische und

[2] Auch diese wird von Rössner als Identitätskonstruktion betrachtet, die er mit dem Schreiben im und für das Exil in Verbindung bringt (vgl. 240).

erwartbare Repertoires, die als Referenzrahmen auch Begrenzungen darstellen. Als Beispiel einer solchen Verortungsproblematik führt er die lateinamerikanische Literatur[2] an, die im 20. Jahrhundert in der Zeit der Militärdiktaturen im europäischen und US-amerikanischen Raum eine Blütezeit erlebte. Von exilierten Schriftsteller_innen gingen damals neue Impulse z.B. für die europäische oder US-amerikanische Literatur aus. Diese waren nach Rössner aber nur von großem Interesse, solange die diktatorischen Regime an der Macht waren und die entsprechenden Länder quasi als Folie nutzbar waren, um die revolutionären Träume „ins Exil zu schicken“ (242). Die aktuelle Ablehnung von jungen lateinamerikanischen Literaten als nicht mehr zuordenbar macht deutlich, dass an der Verortbarkeit durchaus auch ein Ausschluss geknüpft sein kann, wenn sie sich entlang der Linie Zentrum-Peripherie bewegt. „Die Literatur muss ‚verortbar‘ bleiben, und zwar draußen, ex-silium, wo sie herkommt und wo sie hingehört. Sie darf nicht in dem Sinne zur Weltliteratur werden, dass man ihr ihre Herkunft nicht mehr ansieht.“ (245)

Aktuelle Kultur- und Identitätsdiskurse konfigurieren in durchdringender Weise vorherrschende Denk- und Interpretationsmuster, die sich nicht nur in Alltags- sondern auch in Wissenschaftspraxen wiederfinden. Die Auseinandersetzung mit den vorliegenden Neuerscheinungen hat noch einmal deutlich gemacht, dass die wissenschaftliche Beschäftigung, die sich dieser Themen und Diskurse annimmt und die Konstruktion von Identitäten betrachtet, ein wiederholtes und intensives Befragen von Formulierungen, ein permanentes Überdenken der eigenen, oftmals impliziten Annahmen, letztlich also einen hohen Grad an Selbstreflexion erfordert, damit nicht verfestigende und vereinfachende Sichtweisen reproduziert werden.

Jana Scheuring